



SCHILLER NATIONALMUSEUM

Schriftsteller Celan, Ehefrau Gisèle 1964, Kollegen Celan (r.), Bachmann (1952)*: *Frauenheld, der Gelegenheiten ungern verschmähte*

DICHTER

Bittere Brunnen des Herzens

Der große, unglückliche Lyriker Paul Celan, der sich 1970 in Paris das Leben nahm, ist längst eine Legende der deutschen Nachkriegsliteratur. Nun bietet eine monumentale Ausgabe der Briefe, die Celan an Frau und Sohn schrieb, Einblick ins Seelenleben des Autors der „Todesfuge“.

Die Ähnlichkeit mit dem großen Dichter ist verblüffend, beängstigend fast. Sogar die Art, wie Eric Celan die Zigarette zwischen die Finger klemmt, scheint er dem Vater abgeschaut zu haben. Seine Mutter erschrak früher manchmal, wenn er das Haus betrat – das Ebenbild des Toten, dessen Anwesenheit nie vergehen wollte.

Paul Celan ist ein Mythos, nach gängiger Meinung der bedeutendste Poet deutscher Sprache in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er ist auch ein Rätsel, ein Unverständener schon zu Lebzeiten, der nie seine Gedichte erklärte oder deutete.

Sein einziger Sohn Eric, am 6. Juni 1955 in Paris geboren, trägt an diesem Erbe, das imposant und erdrückend zugleich ist. Mehr als jeder andere besitzt er eine lebendige Erinnerung an den leidenden Menschen, den fordernden Familienvater, den zwanghaften Dichter Paul Celan.

Eric ist ein phonetisches Anagramm des französischen Imperativs „Ecris!“: Schreib. Das war nach Paul Celan natürlich nicht möglich. Der Sohn, von Kindesbeinen an mit Poesie bedrängt, huldigte der Magie des Vaters auf unerwartete, paradoxe Weise: Er besuchte eine Zirkusschule und arbeitete lange als Zauberkünstler.

Seit dem Tod seiner Mutter Gisèle Celan-Lestrange Ende 1991 kümmert er sich um das Andenken Paul Celans. Die Für-

sorge, die wohl auch eine Qual ist, hat jetzt eine editorische Meisterleistung hervorgebracht: Zusammen mit seinem Jugendfreund, dem Germanisten Bertrand Badiou, 43, hat er den Briefwechsel Celans mit Frau und Sohn veröffentlicht**.

Der jüdische Flüchtling Paul Antschel (aus der rumänischen Schreibweise Ancel wurde per Anagramm der französische Autorenname Celan) war, 27 Jahre alt, am 13. Juli 1948 über Bukarest, Budapest und Wien nach Paris gekommen. Im Herbst 1951 begegnete er der sechs Jahre jüngeren Alix Marie Gisèle de Lestrange, der dritten Tochter einer urfranzösischen katholischen Adelsfamilie. Ein gemeinsamer Freund, der Ethnologe Isac Chiva, hatte die Kunststudentin mit dem noch weitgehend unbekanntem Dichter zusammengebracht.

Der Briefwechsel, fast ausschließlich auf Französisch, beginnt im Dezember 1951, ein Jahr vor der Eheschließung, und dauert bis März 1970, einen Monat vor Celans Freitod. Die monumentale Ausgabe, nun gleichzeitig in Frankreich und Deutschland erschienen, enthält 334 Briefe und Postkar-

ten Celans, davon 66 an Eric, und eine Auswahl von 234 Briefen Gisèles.

Eine Biografie mit zwei Stimmen also, Zeugnis einer so leidenschaftlichen wie komplizierten Liebe, und zugleich intimer Einblick in ein tragisches Schicksal. Celans Witwe hatte zwar auch schon an eine Veröffentlichung gedacht, dann aber die Lebensumstände des Dichters lieber im Verborgenen gelassen.

Dass Celans Gedichte, trotz ihrer Worträtsel und ihrer machtvollen Bilder, biografischen Fakten entspringen, war seit der „Todesfuge“ (1945) allen seinen Werken anzumerken. Der jüdische Student aus Czernowitz schrieb in der Sprache seiner Mutter und der Henker seiner Mutter. Er dachte nie daran, in Deutschland zu leben. Wie Heinrich Heine litt er an Deutschland und verbrachte fast die Hälfte seines Lebens in Paris.

Gerade dieser Abschnitt, der zugleich Celans literarische Karriere in Deutschland umfasst, blieb bisher überwiegend verschlossen. Jetzt liegt er mit einem Mal in hellem Licht, anrührend und schmerzhaft. Für den Sohn Eric mag es eine Katharsis sein, dazu die Gelegenheit zur Zerstörung einiger hartnäckiger Legenden.

Zum Beispiel derjenigen, Paul Celan sei in seiner Ehe unglücklich gewesen. Viele seiner ostjüdischen Freunde verübelten ihm die Wahl einer Frau aus einem frem-

* Mit Milo Dor und Reinhard Federmann beim Treffen der Gruppe 47 in Niendorf an der Ostsee.

** Paul Celan/Gisèle Celan-Lestrange: „Briefwechsel“. Aus dem Französischen von Eugen Helmlé. Herausgegeben von Bertrand Badiou und Eric Celan. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 1208 Seiten; 168 Mark.



den Milieu. Nach seinem Selbstmord im April 1970 bekam Gisèle von Besuchern an der Haustür hasserfüllt entgegen geschleudert, sie sei schuld an diesem schlimmen Ende. In Wirklichkeit war die beinahe mystische Liebe, die sie ihm entgegenbrachte, sein einziger Halt. Schon die allerersten Briefe beweisen es.

Sie möchte verstehen, wissen, um ihn freier zu lieben, fern jeder Logik: „Es muss sehr schwierig sein, einen Dichter zu lieben, einen schönen Dichter. Ich fühle mich Deines Lebens, Deiner Dichtung, Deiner Liebe so unwürdig – und schon scheint al-

les nicht mehr für mich zu existieren, wenn Du es nicht bist.“

Kein Deutsch zu können, seine Verse nicht lesen zu können, ängstigt sie. Er: „Ich schaue Dich an, ma chérie, ich schaue Dich an, bereits jenseits dieses Nebelschleiers, den die Hoffnung, nicht wahr, aufzulösen nicht müde wird.“

Von Anfang an geriet Gisèle in die Defensive: Einerseits litt sie daran, dem Dichter und seiner Glut nicht gewachsen zu sein; andererseits musste sie ihre Liebe gegenüber der eigenen Familie verteidigen. Die Tochter aus bestem

Haus und der Jude, der arme Poet, heimatlos, Deutsch sprechend: eins schlimmer als das andere.

Obwohl selbst Künstlerin – sie malt und radiert –, nimmt Gisèle ihrem Mann alle Dinge des Alltags ab. Sie befreit ihn von materiellen Sorgen. Sie ist ihm bedingungslos treu. Er ihr nicht. Das ist eine Überraschung: Der schwermütige Dichter in seiner „unerbittlichen Einsamkeit“ erweist sich als Frauenheld, der Gelegenheiten ungern verschmähte.

Ernster, und für Gisèle deshalb schwerer auszuhalten, war das Verhältnis mit Inge-

sen. Sie haben mich erschüttert. Ich musste weinen. Welch schreckliches Schicksal ... Jetzt bin ich ihr näher, ich akzeptiere, dass Du sie wieder siehst, ich bleibe ruhig. Du bist ihr das schuldig, armes Mädchen ...“

Eric Celan spürte als Kind die Spannungen, ja latente Gewalt, die in der Luft lag. Oft schickte die Mutter ihn zu Nachbarn, bevor Streit ausbrach. Aber er sah den Vater keineswegs ständig dunkel brüten: „Er konnte sehr lustig sein, humorvoll und drollig. Im Mai 1968 zog er mit mir durch die Straßen und sang lauthals revolutionäre Lieder in allen möglichen Sprachen. Es machte ihm großen Spaß.“

Doch unverkennbar klingen die Briefe von 1961/1962 an düsterer. Während der Winterferien der Familie im Dezember 1962 attackiert Celan in einem Wahnfall einen Passanten. Bei der überstürzten Rückkehr nach Paris reißt er im Zug seiner Frau den gelben Schal vom Hals – er glaubt darin einen Judenstern zu sehen.

Danach musste Celan zum ersten Mal in eine psychiatrische Klinik. Vier weitere Aufenthalte folgten. Am 24. November 1965 versuchte er seine Frau mit einem Messer zu töten. Gisèle floh mitten in der Nacht mit dem Sohn aus der Wohnung. Am 30. Januar 1967 stieß er sich ein Messer in die Brust und verletzte den linken Lungenflügel schwer.

Der Selbstmordversuch hatte einen konkreten Anlass: Fünf Tage zuvor war Celan im Pariser Goethe-Institut zufällig auf Claire

Goll gestoßen, die Witwe des 1950 verstorbenen französischen Dichters Yvan Goll, die ihn seit Anfang der fünfziger Jahre mit einer Diffamierungskampagne verfolgte. Sie wollte Celan als Literaten vernichten, indem sie ihn in Rundschreiben beschuldigte, Yvan Goll plagiiert zu haben.

Dies verschärfte gewiss Celans Hang zur Psychose, kann sie aber nicht ganz erklären. Im Januar 1962 wandte sich Celan Hilfe suchend an Jean-Paul Sartre, den er persönlich nicht kannte. Er konnte sich nicht dazu entschließen, den Brief abzuschicken. Darin verglich er die Attacken auf sich bezeichnenderweise mit einer „echten Dreyfus-Affäre – sui generis wohlgemerkt“.

Ohne die Einnahme starker Antidepressiva kam Celan nicht mehr aus. In seinen Wahnschüben war er gefährlich, so sehr, dass sich Gisèle um die Unversehrtheit ihres Kindes sorgte. Im April 1967 forderte sie ihren Mann auf, aus der gemeinsamen Wohnung zu ziehen. Die beiden trennten sich, brachen aber nicht miteinander.

Ein Wort von ihr hätte genügt, und Paul Celan wäre für den Rest seines Lebens

Szene aus Peter Ruzickas Oper „Celan“ in Dresden



Paul Celan

gilt als herausragender deutschsprachiger Lyriker des 20. Jahrhunderts. Die Eltern des 1920 in Czernowitz als Paul Antschel geborenen jüdischen Dichters wurden 1942 von Deutschen ermordet. Celan emigrierte nach dem Krieg in den Westen und lebte von 1948 bis zu seinem Freitod im April 1970 in Paris. Seine kargen, von Worträtseln durchsetzten Gedichte – darunter die berühmte „Todesfuge“ („Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“) – sind für viele Lyriker bis heute stilbildend, die jüngste von zahlreichen Huldigungen ist die Oper „Celan“.

borg Bachmann, die Celan 1948 in Wien kennen gelernt hatte. Er traf sie später immer wieder auf seinen Lesereisen. Zwischen Herbst 1957 und Juni 1958 nahm Celan die parallele Beziehung wieder auf. Häufig von seiner Frau getrennt, schrieb er ihr, schuldbewusst, in dieser Zeit wenig.

Gisèle leidet, macht ihm Vorwürfe und will doch verstehen und vergeben. Im Tagebuch notiert sie: „Gestern habe ich bis spät in die Nacht Ingeborgs Gedichte gele-

interniert worden. Statt dessen kämpfte sie jedes Mal um seine Entlassung, verhandelte mit Behörden und bettelte bei den Ärzten.

„Sie wollte ihm die Freiheit erhalten, damit sein Dichten nicht verstummte“, erklärt Herausgeber Badiou, der mit Gisèle Celan-Lestrange vor ihrem Tod lange Gespräche führte. „Sie wäre bereit gewesen zu einer ‚Folie à deux‘, aber, aus Sorge um Eric, nicht zu einer ‚Folie à trois‘. Um ihr Leben war es ihr nicht bang.“

Die Angespanntheit und die Paranoia Celans wurden durch sein feines Gespür für antisemitische Regungen verschärft, in Frankreich wie in Deutschland. Schon bei seiner ersten Deutschlandreise Ende Mai 1952 zu einer Tagung der Gruppe 47 in Niendorf an der Ostsee erlitt er bleibende Verletzungen. Für den Geschmack seiner neorealistischen Schriftsteller-Kollegen trug Celan seine Gedichte viel zu pathetisch vor. „Der liest ja wie Goebbels!“, sagte einer. Und alle lachten. Der Initiator der Gruppe 47, Hans Werner Richter, entgleiste mit der Bemerkung, Celan habe in einem Singsang vorgetragen „wie in der Synagoge“. Diejenigen, die

Das Dichten wurde ihm zum letzten Bollwerk gegen den Wahnsinn, er brauchte sein tägliches Gedicht wie eine Droge. Ein paar Tage nach dem Vortrag in Stuttgart traf er Heidegger noch einmal. „Mit Erschütterung“ erklärte der Philosoph: „Celan ist krank – heillos.“ Gut drei Wochen später stürzte sich Celan in die Seine,



Celan mit Sohn (um 1959), Sohn Eric als Erwachsener
„Er konnte sehr lustig sein“



X. DESMIER / RAPHO / AGENTUR FOCUS

ihn nicht liebten, würden es eines Tages bedauern, schrieb der Gedemütigte an seine Verlobte.

Eine noch tiefere Enttäuschung erlebte Celan offenbar mit Martin Heidegger, den er im Juli 1967 in dessen Hütte in Todtnauberg besuchte. Vom Philosophen, der die Sprache als „Haus des Seins“ feierte, erwartete er „ein kommendes Wort“ – einen klaren Bruch mit der Nazi-Vergangenheit und -Ideologie. Als der ausblieb, schrieb er ein Gedicht, in dem Heideggers „Holzwege“ zu „halbbeschrifteten Knüppelpfaden im Hochmoor“ wurden.

Noch bei seinem letzten Besuch im Land der Judenmörder, im März 1970, bei einer von der Hölderlin-Gesellschaft organisierten Lesung in Stuttgart, witterte er im Publikum alte Nazis, sicher zu Recht. Die Hölderlin-Gesellschaft war 1943 unter Schirmherrschaft von Joseph Goebbels gegründet worden, wie Celan sehr wohl wusste. Die Lesung von Gedichten aus dem künftigen Zyklus „Lichtzwang“ wurde „totgeschwiegen oder als unverständlich abgetan“, klagte Celan hinterher.

vermutlich vom Pont Mirabeau in der Nähe seiner letzten Wohnung. In seinen Kalender hatte er unter dem 19. April 1970 eingetragen, mit Tinte unterstrichen: „Départ Paul“. Auf seinem Schreibtisch lag aufgeschlagen eine Hölderlin-Biografie. Auf Seite 464 hatte Celan ein Zitat aus einem Brief des Lyrikers Clemens Brentano angestrichen: „Manchmal wird dieser Genius dunkel und versinkt in den bitteren Brunnen seines Herzens.“

Fast acht Jahre zuvor hatte er in dem Gedicht „Die Niemandrose“ seinen letzten Schritt bereits angedeutet:

Von der Brücken-/quader, von der/er ins Leben hinüber-/prallte, flügte/von Wunden, – vom/Pont Mirabeau.

Die Leiche wurde in einem Seine-Filter auf der Höhe von Courbevoie gefunden und am 12. Mai 1970 bestattet.

Gisèles Verwandte ermunterten die Witwe alsbald, ein neues Leben zu beginnen und nun endlich „richtig“ zu heiraten. Da die Ehe mit Celan nicht kirchlich geschlossen worden war, galt sie ihnen nur als Konkubinat.

„Meine Mutter dachte nicht im Traum daran“, sagt Eric Celan. „Sie trug ihren Ehering bis zum Schluss.“ Man könnte auch sagen: bis zur Neige. ROMAIN LEICK